



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Guenther, Konrad: Die Rodia : Erzählung aus Ceylon : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Rodia

Erzählung aus Ceylon

Von Konrad Guenther

(Schluß)

Der Pflanzler wurde unterbrochen. Eine tamilische Frau erschien und richtete ihm in ihrer Sprache etwas aus. Während sie mir unverständliche, aber wohlklingende Worte sprach, bewunderte ich ihre Tracht. Es war dieselbe, die der Pflanzler soeben an der Rodia geschildert hatte. Das gelbrote Gewand umschlang leicht den Unterkörper, das Ende war dann togaähnlich über die eine Schulter gezogen und hinten wieder an der Hüfte festgesteckt. Der Körper trat plastisch unter den malerischen Falten hervor, die schlanken Füße waren fast bis zu den Knien frei. Im Nasenflügel steckte kokett ein goldenes Rosettchen, ein Schmuck, den an dieser Stelle nur Tamilinnen, nie Singhalesinnen tragen.

Die Auskunft der Frau schien für den Pflanzler erfreulich zu sein, heiter gab er Antwort und tat seine Fragen, und noch spielte ihm ein Lächeln um die Lippen, als sie gegangen war, er sich wieder zu mir wandte und in seiner Erzählung fortfuhr:

Ich sah von Widschaja in den nächsten Wochen nichts. Schmerzlich vermied ich die einzige Unterhaltung, die sich mir in meinem weltabgeschlossenen Winkel geboten hatte. Auch im Dorf hielt man sich von mir zurück. Man grüßte mich zwar mit derselben Höflichkeit wie vorher, aber es fehlte das freundliche Lächeln in den Gesichtern, mit dem groß und klein mich sonst bewillkommen hatte. Widschajas Vater sah ich nicht; er zog sich offenbar jedesmal in sein Haus zurück, wenn ich durch das Dorf ging. Die Leute hielten mich wohl nicht für irgendwie beteiligt an der Tat ihres Königsprossen, aber mein Anblick rief ihnen das traurige Ereignis immer wieder wach, auch wußten sie, daß ich ihre Handlungsweise nicht billigte.

Endlich, als noch einige weitere Wochen vergangen waren und Widschaja immer noch nicht kam, beschloß ich, ihn aufzusuchen. An einem frühen Morgen betrat ich den schmalen Urwaldpfad. Kerzengerade ragten zu beiden Seiten die hohen Stämme empor; wie grüne Federpelze umgaben sie von allen Seiten die schmalen Blätter der Schlingpflanzen, während hier und da hoch oben von einem

Ist ein langer Farnbüschel herunternickte. Die hereinfallenden Sonnenstrahlen verliehen dem freundlichen Waldbilde lichtvolle Klarheit und zarten Duft. Große schwarzblaue Schmetterlinge flogen über den Pfad, eine Affenherde schwang sich an den Lianen vorüber, ihr dumpfes „huu huu“ verklang in der Ferne. Von allen Seiten tönte durch die sonnige Einsamkeit der trommelnde Gesang des grünen Vogels, den die Singhalesen Rotoruma nennen, das Gurren der Waldtauben und das krähe Krähen des Dschangelhahnes. In der Bewunderung des reichen, immer wieder von neuem interessanten Tierlebens hatte ich den Zweck meines Ganges fast vergessen, als plötzlich, es konnte nur noch wenige Schritte von der Richtung sein, Widschaja mir entgegentrat.

„Geh nicht weiter, Herr,“ sagte er, mir die Hand reichend, „die Leute in der Hütte sind scheu wie die Tiere des Waldes. Ein Fremder erschreckt sie, denn sie sind es gewohnt, in jedem einen Feind und Verfolger zu sehen. Kehre wieder um, ich werde dich begleiten.“

Ich wandte mich und ging voran, Widschaja folgte, denn ein Nebeneinander erlaubte die Enge des Weges nicht, auf dem man sich überdies vor den herüberhängenden stacheltragenden Blattgeißeln der Rotanglianen zu hüten hatte. Nur kurze Fragen und Antworten konnten daher zwischen uns fallen. Aus ihnen erfuhr ich, daß in der Urwaldhütte außer Widschaja und Kuweni nur noch deren Eltern wohnten. Zu essen bot der kleinen Familie das Gärtchen auf der Lichtung und der Wald. Dazu verstand Kuwenis Mutter Körbe zu flechten, während der Vater aus Eben- und Eisenholz, das im Walde wuchs, kleine Elefanten und andere Schnitzereien fertigte. War von beiden eine gewisse Anzahl beisammen, so brach er nach Mitternacht auf, durchschritt das Dorf, während alles schlief, und wanderte weiter bis Galle, wo er an indoarabische Händler seine Sachen verkaufte, um dann das wenige, was der kleinen Familie noch fehlte, sich zu besorgen. Viel war es ja nicht, was die bedürfnislosen Leute brauchten, vor allem Reis, dazu als Würze kleine gefalzene Fischchen, dann Töpfe und von Zeit zu Zeit ein neues Rocktuch.

Unterdessen waren wir aus dem Walde herausgekommen. Ich trat Widschaja an die Seite und wir schritten zusammen bis zu einer Bank, die am Beginn meiner Pflanzung stand; auf diese setzten wir uns. Jetzt, wo ich meinen singhalesischen Freund voll anschauen konnte, fiel mir auf, daß er sich verändert hatte. Zwar trug er wieder das Rocktuch und die weiße Jacke, aber das Haar war nicht mehr so peinlich geordnet wie früher und vor allem war der Blick unstät geworden. Widschaja vermied es, mich anzusehen.

Zuerst war er wortkarg und gab nur kurze Antworten. Das Zusammensein mit mir, mit dem er früher als geachteter Singhalese hoher Rasse verkehrt hatte, war ihm offenbar in seiner jetzigen Lage peinlich. Aber allmählich wurde er wärmer. Er spürte, daß ich ihm noch gerade so freundlich gesinnt war wie früher. Und als ich, um ihn heiterer zu stimmen, frei heraus sagte, er sei durch eine edle Tat zu den Rodias gekommen, und für mich stünde er

dadurch sogar noch höher als vorher, sah er mich wieder voll an und erwiderte:

„Nein, Herr, ich bin gesunken. Ob mit, ob ohne Schuld, ich stehe tiefer als vorher. Ich bin wie der Fisch des großen Stromes, der in einen engen Teich geworfen ist. Er fühlt sich nicht mehr frei, er kann sich nicht recht regen, ist nicht in seinem Element. So ist auch mir, als ob ich nicht mehr atmen könnte.“

„Aber deine Kuweni?“

„Ich tat nicht recht, als ich ihr diesen Namen gab. Es war ein schlimmes Vorzeichen. Jene erste Kuweni machte ihren Gatten zwar nicht zum Verachteten, sondern sie wurde emporgehoben, wurde Herrscherin. Aber König Widschaja konnte sich doch nicht an der Seite einer Frau wohl fühlen, die zu einem tief unter dem seinen stehenden Volke gehörte. Er verstieß seine Gattin und freite eine andere von gleichem Rang und Blut. Und Kuweni nahm Wohnung auf einem hohen Berg bei Kurunegalla und flehte Tag und Nacht die Rache ihrer Götter auf den Ungetreuen herab.“

„Aber du wirst doch deine Kuweni nicht verstoßen?“

„Nein,“ sagte er fest, „das werde ich nicht. Zuerst schlug mich ihr Körper in Fesseln, nun fühle ich mich auch zu ihrer Seele hingezogen. Ein reineres, unberührteres Mädchengemüt kann es nicht geben. Kein Wort des Zornes geht je von ihren Lippen. Sie verehrt mich wie einen Gott. Jedes freundliche Wort, das ich ihr sage, jede Liebkosung nimmt sie wie ein Geschenk entgegen, und ihre großen Augen verklären sich dann in strahlendem Dank. Vom ersten Sonnenstrahl bis zum letzten arbeitet, denkt sie für mich. Es müßte wunderbar sein, diese Knospe zu pflegen, bis sie zur Blüte wird und Frucht bringt. Aber ich bin nicht der Gärtner dafür.“

„Und warum nicht, Widschaja,“ fragte ich.

„Ich habe versucht, sie zu lehren,“ erwiderte er, „aber nur kurze Zeit ging es, dann verpagte mir die Kraft. Wenn Lehre Frucht bringen soll, muß zuerst der Lehrer seinen Geist frei entfalten können, aber auf meine Seele drückt die Rodiaumgebung. Ich liebe Kuweni wirklich, aber manchmal stößt es mich selbst von ihr mitten in einer Liebkosung zurück. In mir fließt eben das Blut der höchsten Raste, und diesem muß die Abneigung gegen Rodiablut eingeboren sein. Ich habe mir Mühe gegeben, es zu überwinden, aber ich kann nicht, ich kann nicht!“

Seine Stimme verschleierte sich, er wandte sich ab. Plötzlich sprang er auf.

„Und die Eltern, die vermag ich nicht zu sehen! Ja, auch sie verehren mich, tun was ich will ehe ich es noch gesagt habe, aber ihnen gegenüber, wo die Liebe fehlt, ist mein Rodiaefel unbezähmbar. Wenn ich sie nur von fern erblicke, zieht Abneigung in mir ein, und sind sie gar nahe, so ist mir die Kehle wie zugeschnürt. Ich kann dann nicht arbeiten, nicht essen, alles drängt in mir, sie fortzustößen, weg, aus meinen Augen! Manches heftige, ungerechte Wort habe ich ihnen schon zugeschleudert, sie sind dann still gegangen, und ich

sah im Auge meiner Kuweni eine Träne. Das ist das Schlimmste an meinem Schicksal: ich werde schlecht!"

Ich wollte antworten, trösten, aber er unterbrach mich. „Was du auch sagen willst, es ist alles umsonst. Mein Schicksal muß ich tragen, und zwar allein. Darum bitte ich dich, suche mich nicht mehr auf. Ich würde weglaufen. Soweit bin ich schon Rodia geworden, daß auch ich jetzt Scheu und Scham vor anderen Menschen habe. Doch verspreche ich dir, ich will, so schwer es mir auch werden mag, von Zeit zu Zeit zu dir kommen. Und nun lebe wohl.“

Und ehe ich noch etwas sagen konnte, war er raschen Schrittes zwischen den Bäumen verschwunden.

Widschaja hielt Wort. Aber nur sehr selten kam er zu mir, und wenn er mich aufsuchte und wenige Worte mit mir sprach, stimmte es mich traurig. Denn jedesmal spürte auch ich es mehr, daß mein singhalesischer Freund herunterkam. Die mit Verachtung gesättigte Rodialuft brachte auch ihn allmählich zur Selbstverachtung, und der Ekel, den er vor seiner Umgebung empfand, zerstörte das Gleichgewicht seiner Seele. Seine frühere schöne Ruhe, getragen durch das Selbstbewußtsein edlen Blutes, sein wirklich vornehmes Wesen, das er sich und seiner Abstammung schuldig zu sein glaubte, alles war dahin. Er war zerfahren und voll Unruhe geworden. Wenn er von seinem Elend erzählte, konnte er heftig werden, und seine Stimme wurde gellend. So vermochte zwischen uns die frühere Harmonie nicht mehr aufzukommen. Und sein Stolz, der immer wieder stoßweise und oft fast unheimlich aus der Selbstverachtung aufflammte, sagte ihm, daß seine Gegenwart auch für mich niederdrückend war, denn nach einiger Zeit blieb er ganz fort. Zweimal versuchte ich trotz seiner Ablehnung ihn in seiner Hütte aufzusuchen, aber er schämte sich offenbar, mich in sein Elend blicken zu lassen, und versteckte sich wie die anderen. Ich zog unverrichteter Sache ab und fand mich endlich darein, Widschaja seinem traurigen Schicksal überlassen zu müssen.

Es war ungefähr ein Jahr seit jener verhängnisvollen Nacht vergangen, als ich an einem Nachmittage wieder einmal zur Flinte griff, um ein Krokodil zu schießen. Sie werden es als Zoologe wissen, daß diese trägen Bestien, denen es auch hier so nahe am Äquator noch nicht heiß genug zu sein scheint, erst wenn die Sonne am stärksten brennt, das Wasser verlassen. Sie legen sich dann am Ufer nieder, um sich die prallen Strahlen auf den geschuppten Rücken brennen zu lassen.

Ich trat nahe meiner Pflanzung vom Wege herunter. Hier dehnte sich noch eine schmale Wiese bis zum Flusse aus, um im weiteren Verlaufe des Weges spitz zu enden. Ich schritt durch das hohe Gras und setzte mich am Wasser auf einen großen von Schilf umgebenen Stein. Denn im Grase konnte ich mich nicht verstecken, weil dort sofort von allen Seiten die Landblutegel herbeigetrochen wären. Sie kennen ja diese Plage Ceylons; die spannerartigen Tierchen klettern unter die Wäsche und beißen, ohne daß man

es spürt, bis das strömende Blut einen auf die Verwundung aufmerksam macht.

Eine Zeitlang hatte ich von meinem Stein durch das Schilf gespäht, da bemerkte ich im Flusse eine Bewegung und sah zwei dunkle Erhebungen langsam näher ziehen. Ich erkannte ein großes Krokodil. Näher und näher kam das Tier, schon wollte ich die Flinte in die Höhe nehmen, da plötzlich erhob es sich im gewaltigen Hechtsprung, ein geschuppter Rücken und ein gezählter Schwanz wurden sichtbar, und klatschend verschwand das Reptil im hochaufschäumenden Wasser. Ich sah mich ärgerlich um und gewahrte die Ursache der Störung. Ein Mann kam auf der Straße daher, sein Nahen hatte das Tier verschreckt.

Es war Widschaja. Aber er ging nicht mit seinem gewöhnlichen elastischen Schritt, sondern langsam, müde, fast wankend. Es mußte ihm etwas zugestoßen sein. Schnell sprang ich auf, eilte über die Wiese, trat ihm entgegen und erschrad. Seine Jacke war zerrissen und schmutzig, sein Haar hing wirr herunter, seine Hände waren voll Erde, und über dem Auge auf der Stirn dunkelte eine blutrünstige Beule. Wild sah er mich an. „Laß mich, laß mich,“ schrie er mir gellend zu. Ich faßte seine Hand, er wollte mich zurückstoßen, aber plötzlich brach er in strömende Tränen aus und warf sich auf den Boden.

Endlich faßte er sich, und ich erfuhr, was sich zugetragen. Widschaja war lange Wochen krank gewesen. Zur Untätigkeit verdammt, auf der Matte in der elenden Hütte Tag und Nacht liegend, ohne Zerstreuung, ohne neue Eindrücke war der ganze Jammer seines verlorenen Lebens mit voller Wucht auf ihn eingedrungen. In den letzten Tagen war es mit ihm zwar besser geworden, aber der seelische Druck hatte nicht weichen wollen. Spät war er in der vergangenen Nacht eingeschlafen. Ein leichter Traum war über ihn gekommen, hatte ihn in die schöne Zeit versetzt, da er noch im Dorf der Königsproß gewesen war. Da hatte ihn etwas aus dem Schlaf geschreckt, er war aufgefahren und hatte Ruweni und die Rodias im Halbdunkel der Hütte erblickt mit mitleidig auf ihn gerichteten Augen. Der schroffe Gegensatz zwischen Traum und Wirklichkeit war zu groß gewesen. Widschaja, seiner nicht mehr mächtig, hatte Ruweni so heftig von sich gestoßen, daß sie aufstöhnend an der Wand niedergestürzt war. Da war ihr Vater an den Liegenden herantreten. Zum erstenmal hatte der alte Mann seine bescheidene Zurückhaltung aufgegeben und Widschaja sein heftiges, ungerechtes Handeln vorgehalten. Das aber hatte der Selbstbeherrschung des Singhalesen den Rest gegeben. „So, du fühlst dich nun mir gleich,“ hatte er gerufen, „du willst mein Vater sein, der mich tadelt, der Herr dieser Hütte, dem die anderen zu gehorchen haben? Ich will dir zeigen, daß ich doch noch nicht so sehr Rodia bin, wie ihr!“ Damit war er hinausgestürzt.

In der stillen Hoffnung, daß der Traum ein gutes Zeichen bedeute, war Widschaja dann ohne Halt zu machen zum Dorfe geeilt.

„Meinen Vater wollte ich sehen,“ erzählte er schluchzend, „ich hätte ja nicht verlangt, man solle mich wieder aufnehmen, nur sprechen, aus der Ferne reden wollte ich mit ihm und meinesgleichen, wollte hören, daß er mich noch liebt, daß man im Dorf um mich trauert. Nach Trost schrie mein Herz. Aber ich war noch nicht weit im Dorf, da erkannten mich einzelne, und Rufe tönnten mir entgegen: „Zurück, Rodia, beschmuze unser Dorf nicht, geh zu deinesgleichen, fort!“ Immer drohender wurden die Mienen, immer lauter schrien sie, da rief ich ihnen entgegen: „Nur meinen Vater will ich sehen!“ „Du hast keinen Vater mehr,“ gellte es mir entgegen, „bei den Rodias ist deine Sippe, der früher dein Vater war, verabscheut dich.“ Ich aber konnte mich nicht halten, ich stürzte weiter. Vor Abscheu kreischend, flohen sie auseinander, da sie eine Berührung mit mir fürchteten. Aber ich hatte das Haus meiner Kindheit erreicht, und schon kam mir mein Vater entgegen. Ich wollte zu ihm, doch er wich zurück, streckte die Hand aus und sein Gesicht wurde dunkel vor Wut. „Du willst mein Haus beschmuzen,“ schrie er, „du verunreinigst das Dorf? Ich will dir zeigen, wie man sich vor Rodias schützt.“ Und er hob einen Stein auf und warf ihn nach mir. Hier traf er mich, über dem Auge. Von meinem Vater!“

Widschaja barg sein Gesicht in den Händen.

„Ich brach zusammen,“ fuhr er dann fort. „Doch da flogen noch mehr Steine, laut schreiend kamen von allen Seiten Leute herbei. Ich mußte fort. Und ich lief aus meinem Dorf, wo ich einst geherrscht hatte. Ich wurde verjagt, wie ein Hund!“

Wie ein Hund. In mir stieg der Zorn auf. „Ich gehe zu ihnen,“ sagte ich. Doch Widschaja hörte nicht mehr, er hatte sich aufgerafft und rannte wie in einem plötzlichen Wahnsinnsanfall fort. Ich sah dem Verzweifelten voll Mitleid nach. Dann setzte ich mich auf einen niedergebroschenen Baumstamm und überdachte, was zu tun war. Endlich war mein Entschluß gefaßt, ich erhob mich und ging dem Dorfe zu.

Schon gleich, als ich mich den ersten Hütten näherte, merkte ich, daß etwas vorgefallen war, was das ganze Dorf in Aufregung versetzt hatte. Überall standen Gruppen von erregt sprechenden Männern und Frauen zusammen. Als sie mich sahen, verstummten sie. Ich kümmerte mich nicht um die Leute, sondern ging geradenwegs zu Widschajas Vater. Vor dem Hause war niemand, als ich aber durch die Tür trat, sah ich den Alten sitzen, die Arme auf die Knie gestützt, das Gesicht auf die Hände gelegt. Er starrte vor sich hin. Ich lehnte mein Gewehr an die Wand und trat zu ihm.

In scharfen Worten wollte ich ihm seine Härte vorhalten, aber er war wie betäubt und ganz gebrochen. Die unselige Tat, zu der sein Jähzorn ihn getrieben, schien schwer auf seinem Herzen zu lasten. „Der Stein aus meiner Hand hat meinen Sohn getroffen,“ seufzte er, „und er hat mich angesehen! Nicht auf dem Totenlager werde ich diesen Blick vergessen.“ Ich sah jetzt,

daß der Alte seinen Sohn noch immer heiß liebte. Ja, es war offenbar gerade das Bewußtsein, sein Kind nun nicht mehr achten zu dürfen, was die leidenschaftliche Verzweiflung des Vaters und damit jenen Steinwurf hervorgerufen hatte. Das milderte meine Vorwürfe.

Ich redete ihm zu, er möge doch wenigstens mit dem Sohn aus der Entfernung sprechen. Lange wollte er nichts davon wissen, als ich aber immer dringender wurde, sagte er endlich: „Ja, wenn er sich von dem schmutzigen Pack trennt, mit dem er zusammenlebt!“ Und die Erinnerung an die Rodias ließ auf einmal wieder seine ganze Leidenschaft aufflammen. Seine Wut schien umgeschlagen. In wilden Schimpfworten tobte er gegen die, welche ihm den Sohn genommen hatten.

Plötzlich wurde er unterbrochen. Geschrei und Lärm drang von der Straße herein. Ich vernahm zornige Rufe: „Die Rodias, jetzt will uns die ganze Bande beschmutzen, uns selbst zu Rodias machen! Weg mit ihnen! Hinaus, hinaus!“ Die Augen von Widschajas Vater rollten, blieben an meiner Flinte haften und ehe ich dazu springen konnte, hatte er das Gewehr ergriffen und war zur Tür hinausgestürzt. Ich rannte ihm voller Entsetzen nach, aber er war schneller, und auf der Straße konnte ich nicht vorwärts, denn wildes Getümmel kam mir entgegen. Endlich schlug ich mich durch, da . . . ein Schuß! . . . Mir stand das Herz still. Alles stob zur Seite und ich sah vor mir ein erschütterndes Bild.

Mitten auf der Straße saß Widschaja, das Antlitz niedergebeugt. Er hielt eine hingestreckte Gestalt, deren langes Haar zur Erde floß, in den Armen. Ich erkannte Ruweni. Unter der linken Brust rieselte das rote Blut hervor und bildete eine Lache am Boden. Zu ihren Füßen kauerten zwei Menschen, ein Mann und ein Weib.

Ich kniete an der Rodia nieder. Auf den ersten Blick sah ich, daß sie tot war, von der Kugel ins Herz getroffen. Als ich mich erhob, blickte Widschaja auf, aber seine Gedanken blieben bei der Toten, er sah mich nicht.

Es war still auf dem Platze, das ganze Dorf wie ausgestorben. Nur die Gipfel der Kokospalmen raschelten im Winde, und die durch die Blätter fallenden Sonnenstrahlen wanderten hin und her und erweckten auf dem stillen Antlitz den Schein von Leben. Lange verharrten wir schweigend. Dann erhoben sich die beiden Rodias. Widschaja fuhr wie träumend mit der Hand über die Stirn. Wir saßten die Tote, hoben sie und trugen sie aus dem Dorfe.

Den ganzen Weg sprach niemand ein Wort. Langsam schritten wir am Flusse entlang und dann durch den Urwald, bis sich die Richtung öffnete. Hier gruben wir ein Grab. Blumen legten wir auf den Grund, grüne und bunte Blätter, was wir fanden. Darauf betteten wir die Tote. Als sie auf dem duftigen Lager ruhte — wie ein Vogel lag sie da, den der Fall geschlagen — löste sich die Erstarrung von unseren Herzen. Widschaja verbarg

sein Haupt, mir flossen die Tränen über die Wangen und laut schluchzend brachen die Eltern am Fußende des Grabes zusammen.

Da erhob sich Widschaja, schritt zu den Weinenden und führte sie liebevoll in die Hütte. Langsam kehrte er zurück. Er weinte nicht mehr, und tiefer Ernst verschönte seine Züge. Dann setzte er sich, den Blick auf die Tote gerichtet. Und nun erfuhr ich den traurigen Hergang.

„Ich war,“ so erzählte Widschaja, „in Verzweiflung nach Hause gerannt. Hier traf ich nur die beiden Kodias. Bei ihrem Anblick geriet ich in Wut. „Ihr seid schuld, daß ich von meinem Vater verstoßen bin,“ schrie ich ihnen zu, „von euch muß ich los, fort, ich kann euch nicht mehr sehen!“ Sie baten jammernd, doch nicht am hellen Tage ins Freie und durch das Dorf zu müssen, aber ich hörte nicht und schrie nur „fort, fort!“ Da sagten sie, sie wollten alles leiden, wenn nur Kuweni wieder ein freundlicheres Leben bekäme. „Geht fort,“ rief ich darauf, „und ich werde Kuweni lieb haben.“ Und sie gingen.

Aber sie waren noch nicht lange fort, da kam Kuweni, fragte, wo die Eltern seien und hörte, was vorgefallen. Ihr Antlitz wurde starr. „Sie werden getötet werden, wenn sie durch das Dorf müssen,“ rief sie und eilte über die Lichtung. Ich stürzte ihr nach, denn bei ihrem Jammer war mir nun das Böse meiner Tat zum Bewußtsein gekommen. Auf dem ganzen Wege aber fanden wir die Eltern nicht. Da kamen wir ins Dorf, hörten den Lärm, sahen die Beiden von der wütenden Menge umringt. Wie ein Hirsch lief Kuweni vor, die Eltern zu decken, den Leuten entgegen, die sich schreiend, heulend zurückzogen. In diesem Augenblick sah ich meinen Vater, wie er mit einer Flinte die Menge durchteilter. Kuweni stürzte ihm mit einem Angstschrei entgegen, griff nach dem Gewehr, der Schuß ging los . . .“ Widschajas Stimme brach.

„Ich bin der Schuldige,“ fuhr er nach einiger Zeit gefaßter fort, „ich stieß ihre schuldlosen Eltern ins Verderben, für die sie sich opferte. Sie warf mir meine böse Tat nicht vor, sie wollte sie nur gut machen. Ihre Seele war schön wie ihr Körper. Jetzt, wo die Sonne untergegangen, sehe ich, daß es eine Sonne war.“

Er hielt inne und sah auf das Antlitz der Toten, das die letzten Strahlen des scheidenden Tagesgestirns beleuchteten. Immer längere Schatten fielen über die Lichtung und hüllten allmählich das Grab in Dunkel. Widschaja blickte auf und sagte:

„Kodias haben mich gelehrt, wie Eltern und Kinder zueinander sein sollen. Ich aber will versuchen, gut zu machen, was ich gesündigt. Durch das Land werde ich wandern, und wo ich Ansiedelungen der Kodias finde, werde ich verweilen. Lehren will ich die Unglücklichen und ihnen helfen, ihr hartes Los zu tragen.“

Er trat auf mich zu, und seine Stimme wurde weich, als er fortfuhr:

„Nur eines bindet mich an diesen Ort. Ein Wesen muß ich hier lassen und ich weiß, daß es einem traurigen Leben entgegenwächst.“

„Du hast ein Kind, Widschaja?“ fragte ich erschüttert.

„Dort in der Hütte schläft mein und Kuwenis Kind,“ erwiderte er leise. „Die Eltern werden es versorgen, aber sie sind früh gealtert und werden die Kraft zum Heranziehen eines frischen Menschenlebens nicht mehr haben. Dazu drückt der Gedanke auf meine Seele, daß das kleine Wesen glücklos in ein jammervolles Dasein tritt.“

Ich war tief bewegt. Einen Blick noch warf ich auf die tote Mutter unter den Blumen, dann sagte ich zu Widschaja: „Ich will für das Kind sorgen, es soll kein Rodia werden.“

„Ich danke dir,“ klang es mir aus übervollem Herzen entgegen. Über dem Grabe reichten wir uns die Hände. Die Tote sah es nicht, konnte uns den Muttersegen nicht geben. Es war dunkel geworden. Nur im Westen flammte der Himmel in strahlendem Rot und über uns zogen lichte Wolken, von goldenen Rändern umsäumt, über die klare Bläue. In Widschajas Augen aber leuchtete der Glanz des Himmels wieder.

* * *

Der Pflanze hatte geendet. Eine Weile hörte man nur das Schirren der Insekten in der tropischen Nacht da draußen. Dann fragte ich: „Und was ist aus dem Kinde geworden?“

„Kommen Sie,“ sagte er statt aller Antwort. Wir schritten die Stufen der Veranda hinab. Der Mond hatte sich hinter den Bäumen verborgen, aber die Sterne funkelten vom Himmel und überall zwischen den Bäumen flogen die Leuchtfläfer, indem sie ihr grünes Laternchen in kurzen Rhythmen aufleuchten und verlöschen ließen. Wir kamen an eine Wiese, über der Millionen grüner Lichter glitzerten, ein lautloses, verwirrendes Funkenstieben. Ein kleines Häuschen lag da, von zwei hohen Palmen überragt. Wir gingen näher heran. Von einer weißen Treppe erhob sich eine Gestalt, ich erkannte die tamilische Frau. Sie trat nach einigen geflüsterten Worten zur Seite. Der Pflanze wandte sich zu mir, legte den Finger auf die Lippen und schritt hinein. Ich folgte.

Ein Märchen tat sich vor meinen Augen auf! In traulichem Raume schwebte eine rote Ampel und goß mildes Licht auf ein Mädchen, das auf einem Lager ruhte. Die Züge waren von wunderbarer Schönheit, schwarzes, glänzendes Haar umfloß die reizende Gestalt. Alte indische Sagen erwachten. „Draupadi“, klang es in mir, „Sakuntala“. Ruhig schlief das Mädchen, sanfte Atemzüge hoben und senkten die liebliche Brust.

Wir gingen hinaus. „Das ist Widschajas und Kuwenis Kind,“ sagte der Pflanze, „ich pflege diese Blume. Ihre Wege vor allem habe ich meine erste Pflanzung aufgegeben. Niemand weiß hier von ihrer Herkunft, aber ich lasse sie doch nur wenig mit meinen Dienstboten in Berührung kommen, wenn ich auch zu diesen jetzt vorsorglich nur Tamilen nehme. Eine treue Dienerin habe

ich ihr gegeben, erzogen aber habe ich sie selbst; ich habe sie alles gelehrt, was ich weiß und beglückenden Lohn geerntet.“

Ein freudiges Lächeln verschönte seine Züge. „Der Fluch von Widschajas Vater hat sich erfüllt,“ fuhr er fort, „auch das Kind der Rodia hat einen Mann aus anderem Stande, ja aus anderem Volke bezaubert. Aber ich fühle den Fluch als Segen. Durch die Gespräche mit Ihnen sind meine letzten Zweifel gewichen. Noch verehrt sie mich nur als Vater, nun aber will ich um ihre Liebe werben. Hier könnte ich freilich nicht bleiben, denn die Engländer würden sie als Singhalesin verachten und ihr eigenes Volk könnte ihr Rodia-blut wittern. Fern über dem Meere sehe ich uns das Glück erblühen. Über Menschensatzungen schaue ich hinweg. Nach oben richtet sich mein Blick, und ich hoffe, daß der Segen Gines über mir ist, für den die Menschen gleich sind und der sich für alle, ohne Unterschied von Farbe und Stand, geopfert hat.“

Er wies auf den südlichen Himmel. Dort über den schwarzen Kronen der Palmen blinkten vier Sterne in mildem Glanze. Es war das Sternbild des Kreuzes.



Kino-Dramaturgie

Von Moritz Goldstein in Berlin-Friedenau



Es das reizende Wunder der bewegten Photographie aufkam und die Gelegenheit, mit ihr auf eine höchst billige Weise Theater zu machen, überall ergriffen wurde, da haben wir gegenüber jenen Leuten, welchen das Neue und Ungewohnte ein für alle mal unsympathisch ist, gern die Lobredner des Kinos gespielt und unsere Hoffnung auf diese neue Kunstmöglichkeit den Bedenklichen zum Trotz laut bekannt. Möchte das bisher Gebotene auch auf niedriger Stufe stehen, das läge, behaupteten wir, nicht im Wesen des Lichtbildtheaters; es werde sich vielmehr entwickeln, seinen eigenen Stil finden und sich zu echter Kunst emporarbeiten. Allein bisher hat sich unsere Hoffnung nicht erfüllen wollen, und obgleich Berufsschauspieler und Berufsdichter sich von der neuen Muse willig locken lassen, sind doch die Leistungen nicht besser, sondern eher schlechter geworden. Während uns von allen Seiten versichert wird, eine neue Kunst komme soeben zur Welt, oder auch, die alte Kunst der Pantomime werde wiedergeboren, ergießt sich mit dem rapide sich mehrenden Schaustellen eine dicke Flut von Banalität über das Land, wohl gar über die Erde. Die Erfahrung